Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 2 (1926-1927)
Heft: 7

Artikel: Die Herrschaft des Affen Achille
Autor: Vallotton, Benjamin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1064735

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

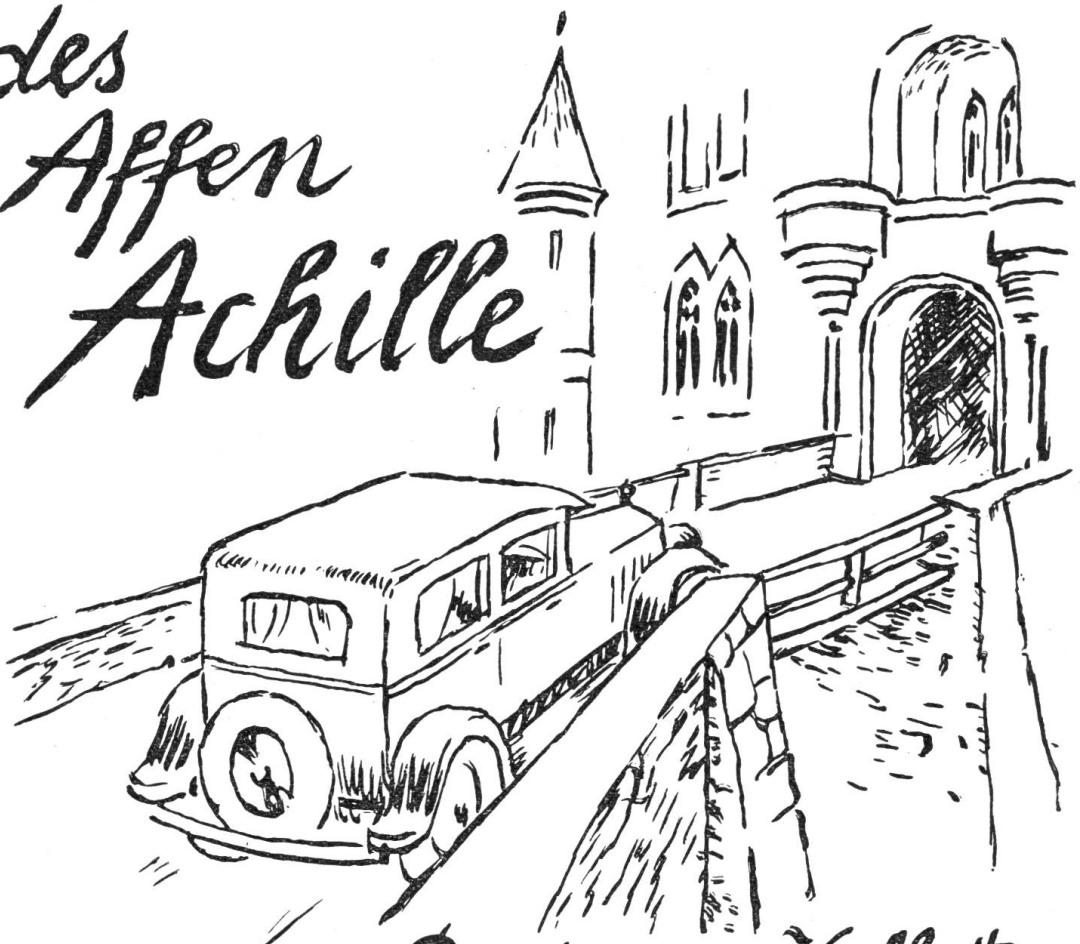
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Herrschaft des Affen Achille



Roman von Benjamin Vallotton

Einzig autorisierte deutsche Übersetzung von S. Fischer

Grassou, der Schieberkönig, geniesst in dem grossen historischen Schlosse Battue, das er seiner Frau Olga, der frühern Coiffeuse, als Krönung ihres Reichtums geschenkt hat, zum erstenmal die ländlichen Vergnügungen eines Grand Seigneurs. Die neidvolle Bewunderung ihrer zu Besuch kommenden Freundinnen trösten Frau Olga zunächst über die plötzliche Stille ihres Daseins hinweg. Ihr einziger Sohn und Liebling Oskar ruht sich auf den goldenen Lorbeeren seines Vaters aus und bekämpft die Monotonie seines Lebens mit geheimnisvollen Spritztouren in Gesellschaft seines Chauffeurs Felix.

Ein grosses Familienereignis bereitet sich vor: Die Hochzeit der lebenslustigen

Tochter der Schlossherrschaft, Riri, mit dem schwerreichen Griechen Gouniakis, der eben im abendlichen Parke mit seiner Verlobten lustwandelt. Die Augen des Ehepaares Grassou folgen dem Paar in zärtlicher Rührung. Fortsetzung:

Weisst du noch, Papa, als die Reihe an uns war? Diese Mondscheinpartien dem See entlang? Wir haben ein nettes Stück Weg zurückgelegt seither, da wir nun auf dem Turme von Schloss Battue angekommen sind. Und angesichts desselben Mondes. Ich frage mich, ob er uns wiedererkennt? »

« Ihr habt euch vielleicht mehr verändert als er », meint Riri. « Setz dich, Gouniakis! »

Sie sagt diese letzten Worte ganz natürlich. « Nenne mich Riri », hatte sie ihrem Bräutigam soeben erklärt. « Alle Welt nennt mich so. Es klingt lebhaft und gefällt mir. Aber dich kann ich nicht Themistokles nennen, das ist zu lang. Theo? Dann würde man glauben, du heissest Theophil. Das gäbe Konfusionen. Also Gouniakis. Ich finde das sehr kameradschaftlich. Willst du? » Riri hat allezeit verkündet, Verliebte seien lächerlich. Sie kann dies zärtliche Getue und dies zukkerige Reden nicht ausstehen. Und sie weiss auch, dass in der Liebe der verliebtere Teil mehr gibt und mehr nachgibt. So begnügt sie sich mit einer aufrichtigen Sympathie für diesen hübschen orientalischen Typ, der so dekorativ wirkt, in der grossen Welt, in Hotels und Palästen so ganz am Platz ist und der seinerseits verliebt ist. Und sie lässt sich den Hof machen, sich verwöhnen und beweihräuchern, da ihr ein sicherer Instinkt sagt, dass eine gewisse Zurückhaltung die Leidenschaft steigert. Und dann herrscht man, ist Königin.

Man spricht nun vom Orient. Gouniakis nimmt den Ausdruck eines Kirchenheiligen an, um die Nächte auf dem Meere, das Mondlicht auf den Friedhöfen von Kairo, und die Kühle der Moscheen, in denen Springbrunnen plätschern, zu feiern,

« Das ist der liebe Gott. Dieser Mond, diese berauschenden Düfte, der Frühling, die schönen Frauen... »

Diese Art Religion vereinigt alle Grassous.

« Das lasse ich mir gefallen!... Gott! Gott! Die Hauptsache ist, dass man sich versteht... Und da wir bei diesem Kapitel sind, wie denken die Orthodoxen genau genommen? Sie haben Heilige, soviel ich weiss? »

« Eine Menge, Herr Grassou. Und Kirchen, die von Gold glänzen. Die Religion ist für uns Rasse, Ueberlieferung. Wir sind Orthodoxen als Feinde der Türken. Sie haben den Halbmond, wir das Kreuz. Ein Grieche, der seine Religion verleugnet, ist kein Grieche mehr, verstehen Sie? »

Frau Grassou hat verstanden.

« Die Orthodoxie ist der Gegensatz des Türkischen. Sie massakrieren beständig, diese Türken, und von ihrem Wal-Allah weiss man nicht einmal recht, wo er herkommt... »

« Du wirst also nicht laut auflachen in unsrer Dorfkirche? » frägt Riri.

« Ich respektiere jeden Ritus. Ich glaube nicht an alles, aber ich respektiere alles. Jeder priesterliche Segen ist gut. Sie bewirken vielleicht nicht alle Gutes, aber auch nie Schlechtes. Die Religion ist etwas Ausgezeichnetes, sobald sie nicht in den Handel eingreift. »

« Bravo ! Nichts übertreiben, das ist es. Man braucht die Religionen, um den Respekt vor dem Besitz und der erworbenen Stellung zu lehren... Aber wer es allzu streng nimmt, gerät in Ueberspanntheiten... Hingegen bin ich dafür, dass man die Ueberlieferungen aufrecht erhält. Wenn Sie einverstanden sind, Herr Gouniakis, gehen wir morgen zum Pfarrer, um die Einzelheiten der Zeremonie zu bestimmen. Das verpflichtet zu nichts und ist höflich. »

In der lauen Nacht reden sie langsam. Achille hört zu. Riri schilt auf die Schnaken. Oskar raucht, in sein gewohntes Stillschweigen gehüllt. Frau Grassou gähnt mit Würde. Ihr Mann preist den gesunden Menschenverstand. Gouniakis gesteht, dass er an Wahrsagerinnen glaubt. Und der Mond betrachtet sie.

— — — — — — — — — —

Herr Grassou hat an der Türe des Pfarrhauses geläutet. Riri und Herr Gouniakis stehen hinter ihm. Eine Art Walküre aus der deutschen Schweiz, die Felix schon bemerkt und Oskar bezeichnet hat, öffnet geräuschvoll. In holpriger Sprache erklärt sie, dass man den Salon gründlich reinigt und entschuldigt sich, dass sie deshalb die Gäste in das Studierzimmer führen muss. An den Wänden sind Bücher und wieder Bücher, ein Christuskopf mit der Dornenkrone und in Goldbuchstaben die Worte : « Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid ! »

« Nicht gerade vergnüglich », sagt Riri.

« Still ! » erwidert Herr Grassou, dem diese Strenge Eindruck macht.

Herr Gouniakis schneuzt sich. Schritte tönen im Gange.

« Mein Fräulein, meine Herren... Das Haus ist zu unterst zu oberst gekehrt. Sie werden entschuldigen. Wollen Sie bitte Platz nehmen ! Mit wem habe ich die Ehre ? »

Er weiss es recht gut; er hat hinter seinem Vorhang die Familie Grassou schon hundertmal vorbeigehen sehen. Aber es ist nicht verboten, die Leute zu verpflichten, ihren Namen zu nennen. Der Pfarrer hat sich auch gesetzt. Er greift nach einem Brieföffner und klopft damit auf seinen Schreibtisch. Das Licht fällt voll auf sein energisches Gesicht, so dass man gut die vielen Furchen auf seiner Stirne sieht. Der kurz gestutzte, schon mit Grau vermischte Schnurrbart gibt ihm das Aussehen eines Offiziers in Zivil. Ein leises Misstrauen hat in seiner Stimme getönt, wie er fragte : Mit wem habe ich die Ehre ? Er hat seine kleinen Dokumente. Er weiss, dass Oskar um sein Dienstmädchen herumstreicht, dass Felix ein Don Juan der schlimmsten Sorte ist, dass Riri kein Mitglied des Vereins gegen die Uebertreibungen der Mode ist, dass sie sich von jungen Leuten im Schubkarren spazieren fahren lässt, dass Herr Grassou sein Vermögen unter aussergewöhnlichen Umständen erworben hat, dass Frau Grassou eine aller Frömmigkeit bare Neureiche ist, dass die Dienerschaft des Schlosses zum Bolschewismus neigt, dass Herr Gouniakis ein Exote und Achille ein widerwärtiges Tier ist. Und er bedauert von ganzem Herzen, wie es sein Recht und seine Pflicht ist, dass Schloss Battue, das so lang in den Händen von Freunden der Kirche war, nun plötzlich ein Beispiel von übel beschaffenem Prachtaufwand, von Zerstreuung und religiöser Gleichgültigkeit gibt, lauter

Dinge, die die ländliche Jugend, die schon vom Geiste der neuen Zeit erfasst wird, nur zu gern nachahmt. Pfarrer Vuilloux ist seinen Gästen gegenüber zu jedem Dienste bereit, aber er hält sich hinter einer Barrikade.

« Herr Pfarrer », beginnt Herr Grassou mit grosser Liebenswürdigkeit, « ich bin der neue Besitzer von Schloss Battue. Hier meine Tochter und ihr Bräutigam, Herr Gouniakis, Reeder, von griechischer Nationalität. Sie wünschen am 21. Juli in der Dorfkirche von Ihnen getraut zu werden, wenn Sie kein Hindernis dabei sehen. »

Herr Grassou hat als Mann von Genauigkeit den Grund seiner Anwesenheit im Pfarrhaus angegeben und schweigt nun.

« Gewiss, gern », sagt der Pfarrer, der nun den Brieföffner weglegt, um sich eines Bleistiftes zu bemächtigen. « Ihrem Schritte nach zu schliessen, nehme ich an, dass Fräulein Grassou und ihr Verlobter in der Auffassung von religiösen Dingen übereinstimmen. »

Es ist eine Aufforderung an Herrn Gouniakis. Der Grieche neigt seine olivenfarbene Stirn. Er rollt die « R » im Sprechen.

« Herr Pfarrer, ich bin orthodoxer Religion. Wie ich gestern schon meinem Schwiegervater erklärte, ist bei uns die Religion die Fahne, das Sinnbild der Nation. Wir vertreten die primitive Kirche gegenüber den Barbaren, das Kreuz gegen den Halbmond. Seine Kirche verlassen, heisst sein Land verraten, seine Nation verleugnen. Ich bin orthodox und bleibe orthodox. Aber ich trage auch den Gefühlen meiner Braut Rechnung. Unser Bund wird durch einen orthodoxen Priester gesegnet werden; aber ich werde ehrfürchtig an der Zeremonie teilnehmen, die wir von Ihrem Wohlwollen erbitten. »

« Gewiss, gern », sagt Pfarrer Vuilloux wieder. « Ich weiss Ihre Gründe zu schätzen. Unsere Kirche exkommuniziert niemand. Gott allein kennt die Herzen und die geheimsten Gedanken. Ich bin bereit, Ihrem Wunsche zu willfahren. »

« Die doppelte Trauung beleidigt Sie also nicht, Herr Pfarrer ? » frägt Gouniakis.

« Ich denke, dass ihr beide Male im Namen des gleichen Gottes den Segen empfangt. Auf was es ankommt », und der Pfarrer sieht Herrn Gouniakis und Riri mit verwirrender Ernsthaftigkeit an, « ist die inwendige Verfassung. Sie haben den Religionsunterricht besucht, Fräulein Grassou ? »

Riri gibt schüchtern Antwort. Die ungewohnte Umgebung lässt die Quelle ihrer natürlichen Unverfrorenheit versiegen.

« Bei Herrn Pfarrer Dumière. »

Es sind undeutliche Erinnerungen, unterdrücktes Kichern während dem Gebet, Geflüster, die Vergnügungen der Welt verurteilt, ein weisses Kleid unter weissen Schleiern und dann der Sprung ins Leben.

« Gut, gut. »

« Ich möchte Ihnen noch sagen, Herr Pfarrer, dass die kirchliche Trauung im engsten Familienkreis stattfindet, ohne grosses Drum und Dran . . . Wir kommen, hören Sie an und gehen wieder », erklärt Herr Grassou.

« Ich habe mir's notiert. Donnerstag, den 21. Juli, ein Viertel nach zehn Uhr. Man wird die Glocke läuten. Ich lasse immer läuten. Beim Eintritt ein Harmoniumvorspiel. Und die Zeremonie. — Gut. »

Man spricht noch ein wenig von modernem und klassischem Griechisch, von Ve-

nizelos, den Herr Gouniakis schätzt, der ihm aber persönlich unsympathisch ist, von den dodekanesischen Inseln, und dann trennt man sich.

Der Pfarrer übermittelt seinen Eindruck noch brühwarm seiner herbeigeeilten Frau.

« Der Bräutigam ist griechisch-katholisch. Ein griechischer Priester wird sie trauen... Und dann ich... Im Grund ist das normal. Herr Grassou ? Er scheint mir kein schlechter Mensch zu sein; er gewinnt bei näherer Bekanntschaft. Der Grieche ? Verständig und überaus höflich. Und die Braut ? Hm, hm ! Sie hat Augen ! Augen ! Oh ! Sie war durchaus korrekt; aber der Teufel reitet sie. Ich glaube aber doch, dass die Schlimmsten nicht hier waren : Mutter und Sohn. Aber wir wollen nicht richten. Es bietet sich nun eine Gelegenheit, mit diesen Leuten Fühlung zu bekommen, sie zu ermahnen, sie für sich einzunehmen. »

« Und die Kinder ? Griechisch-katholisch oder protestantisch ? »

« Ich habe die Frage nicht gestellt. Diese Feilscherei ist mir zuwider... Und ob sie Kinder will ? »

— — — — — — — — — — — —

Auf zehn Kilometer in der Runde spricht man von den Grassous. Der Pfarrer ist also auf dem laufenden und die Lehrer und die Basen und Gevatterinnen sind es auch. Beim Waschfass, in der Küche, in Stall und Keller und auch dann, wenn man in der Runde im Schatten einer Hecke sitzt, sind die Zungen eifrig am Werk. Achille kommt aufs Tapet, und dann die Riri ! Und der Felix ! Und Oskar ! Und die Mama Grassou !

Hieronymus, der sich geschworen hatte, vorsichtig zu sein, und der dann Samstag abends im Wirtshaus doch plaudert, wird um die Wette ausgefragt. Denn am Samstag abend, nur dann, das ist feststehende Gewohnheit, geht Hieronymus zum Abendschoppen. Die Woche ist zu Ende. Er hängt die grüne Schürze hinter der Küchentür auf, nimmt eilig sein Nachtessen und entfernt sich dann leicht hinkend auf der staubigen Strasse.

Er kommt zum Brunnen und dann auf den kleinen Platz mit der Linde in der Mitte. Da ist es gleich linker Hand. Man muss nur den Vorhang heben, der den Fliegen den Eintritt wehrt und ist im niedern, verrauchten Zimmer, wo die Freunde mit aufgestützten Ellbogen vor der Flasche sitzen. Hieronymus hat kaum Platz genommen, so fallen die Quälgeister über ihn her.

« Sag' einmal, dein Oskar hat mit seinem Auto das Kalb von Jules überfahren. Der Vater hat einen guten Preis dafür bezahlt. Aber der Schlingel treibt es doch ein wenig toll. Es könnte einmal schief gehen . . . »

Und der dicke Cruchon, der kein Kinn hat, knurrt :

« Jedenfalls kann die Schneiderin nichts mehr machen, das unsern Fräulein gut genug ist, seitdem die Riri hier ihre modischen Fähnlein trägt. Heut übers Jahr wird übrigens ein Taschentuch gross genug sein, um ihnen ein Kleid daraus zu machen. »

Und ein anderer : « Und der Affe, was weiss er Neues ? Ist es wahr, dass deine Herrin ihn « mein kleines Männchen » nennt, und dass sie Arm in Arm zusammen spazieren ? »

Und Gustav Bossonnet : « Ulrich hat am Dienstag, als er vom Jahrmarkt heimkam, den Felix und den Oskar mit der

Ida im Wäldchen getroffen. Eine nette Bande! Und dein Oskar läuft der Deutschen beim Pfarrer nach. Neulich sagte er zu meiner Aeltesten: ‚Guten Abend, Kleine!' Das sagt man nicht zu einer Siebzehnjährigen! Es könnte sein, dass man ihnen eines Tages die Knochen zerbricht, deinem Oskar und deinem Felix.»

Hinter seinen drei Dezilitern Weisswein verschanzt, verteidigt sich Hieronymus.

«Bin ich vielleicht der Vater oder der Grossvater dieser Gesellschaft? Gegen den Herrn ist nichts zu sagen. Uebrigens ist er es nicht, der befiehlt. Und die andern? Ich sehe und höre nichts. Ich fabriziere grüne Rosen und Hortensien mit Vitriol vom Morgen bis zum Abend. Für die Hochzeit natürlich. Da kommen Leute von überall her... Ihr solltet das Halsband sehen, das Herr Gouniakis dem Fräulein brachte: Perlen, so gross wie Heidelbeeren.»

Die Mäher, die mit jedem Sensenschlag die Diamanten der Tautropfen zu ihren Füssen rollen sehen, lassen sich davon nicht verblüffen.

«Als ob nach diesem Kriege Mangel an Waisenkindern wäre! Das nenne ich das Geldverschleudern.»

«Einverstanden!... Den Felix überlasse ich euch, das ist Verbrechersaat! Die Küchenmädchen auch, die haben nur dumme Flausen im Kopfe. Wenn man sie hört, gibt es zu denken . . . Wir im Dorfe leben ruhig, wir gehen mit der Sonne, verrichten unsere Arbeit und haben keine Zeit, zu sehen, was in der Welt angezettelt wird. Glücklicherweise! Denn die Welt geht der Verrücktheit entgegen. Der Beweis? Wie will man neben einem Affen Kinder erziehen? . . . Ich kritisiere nichts und niemand; aber ich behaupte, dass man nicht reich werden sollte, ehe man achtzig Jahre alt ist. Und alles den Wohltätigkeitswerken hinterlassen. Auf diese Art wären die Kinder gezwungen, zu arbeiten! Und man könnte sich die Affen ersparen. Ja, mit achtzig Jahren würde man sein Brot bedächtig kauen, anstatt es in einem Bissen herunterzuschlucken...»

«Du solltest uns einmal diesen Achille bringen, damit man ihn in der Nähe sieht», unterbricht man Hieronymus.

«Mit diesem Phänomen ausgehen? Er kratzt sich wie ein Mensch und hat die unanständigsten Manieren. Und manchmal einen traurigen, o so traurigen Ausdruck. Man könnte darauf schwören, es sei ein Mörder, der in diesem Tier bestraft wird.»

«Ist es wahr, dass er dich nachahmt?»

«O, er ahmt alle nach, selbst die Bauchredner. Er beisst meine Pfirsiche und Birnen und Melonen an und zerrupft meine Rosen. Wer die Affen anderswo als im Urwald aufzieht, ist sich seiner Verantwortlichkeit nicht bewusst. Meine Katze Miquette kann ihn nicht sehen und nicht riechen. Sie bringt ihre Tage auf der Galerie zu, überwacht ihn und brummt in ihren Schnurrbart. Es ist immer vom Teufel die Rede in der Schrift. Ha! Ich weiss, wo er ist, der Teufel!»

Mit rundem Rücken, den Kopf zwischen den Schultern, verlässt Hieronymus die Wirtsstube. Laute Lachsalven verfolgen ihn.

«Wir lassen Achille grüssen und die ganze Menagerie! Und der Riri gute Nacht wünschen!»

Erbittert wandert Hieronymus wieder

am Brunnen vorüber. Er ist unendlich dankbar, den traulichen Lampenschein seiner Stube wiederzusehen, die Löffel mit der altvertrauten Form, Sofie, die in einem Lehnstuhl strickt.

« Kommst du schon zurück ? »

« Ja, ich komme zurück. Ich habe kein Vergnügen mehr an diesem Samstagausgang. Alle sind mir aufsätzig. Der Affe, der Felix, der Oskar, die Riri ! Ueber die ganze Gesellschaft sollte ich Bescheid geben und mich foppen lassen. Es war wahrlich der Mühe wert, vierzig Jahre beim Fräulein zu dienen, wie wir, und dann in dieses Wirrwarr zu geraten ! »

« Du wirst verbittert, Hieronymus, und vergiftest dir das Leben. Als ob das Andenken des Fräuleins von einer Automobilstaubwolke verschluckt werden könnte ! Lass mir den Affen in Ruhe ! Du nimmst dir die Dinge zu sehr zu Herzen. Schliesslich haben wir nicht die Welt erschaffen. Die Reichen sind die Reichen; die Affen sind die Affen, und wir sind wir ! Wir öffnen das Gitter, begiessen die Blumen, verrichten unsere Arbeit, gehen Sonntags zur Kirche und kümmern uns einen Pfifferling um diese ganze Bande, seien es die in der Küche oder die im Salon ! . . . Ich koche dir eine Tasse Lindenblütentee, die trinkst du und schläfst dann ein. »

« Nein ! Keine Lindenblüten. Nichts, gar nichts ! Ich gehe sogleich ins Bett und schlafe aus Wut ! »

V.

Bumm ! In der Frische des dämmernden Morgens verkündet der kleine Mörser auf dem Turme den Dörfern und Hügeln, dem weiten Horizont zwölfmal : Riri Grassou hat Hochzeit heute.

Gestern erschien das Brautpaar in der Stadt vor einem Kanzlisten, der beständig den Klemmer auf seiner trübseligen Nase zurechtdrückte und dabei allerhand Formeln herleierte, deren letzte lautete : « Im Namen des Gesetzes erkläre ich euch vereint durch die Bande der Ehe. » Aber heute ist der grosse Tag. Alle fünf Minuten speit der bis zum Schlunde vollgestopfte Mörser die Neuigkeit aus. Und um sich zu vergewissern, dass er nicht der Gefoppte ist, begleitet Felix, der Gelegenheitskanonier, den Lärm jedesmal mit einem hässlichen Fluche.

Riri fährt aus dem Schlafe auf. Was ? . . . Ach ja ! Beim Gedanken, dass heut ihr Hochzeitstag ist, lacht sie. Ihre Brust klopft dem Leben entgegen. Auf ihrem kühnen Gesicht steht der Wunsch nach Unbekanntem, Unmöglichem geschrieben. Für den Mannequin mit dem fleckenlos weissen Kleid und dem Kranz aus Orangenblüten hat sie nur einen flüchtigen Blick. Das Offizielle, Schablonenhafte ! Ihre Augen bleiben an der zweiten Probierpuppe im Reisekleid haften und an der weggeworfenen Kurbel, mit der man die Höhe dieser Puppen regliert. Und sie lacht von neuem; denn sie versteht es, diese Kurbel zu drehen, die Menschen zu meistern, sie in die Höhe zu heben und wieder zu erniedrigen. Nun ist die Reihe an dir, Gouniakis ! . . . Riri blinzelt mit den Augen gleich einer hübschen, sprungbereiten Katze.

Aufgescheucht von diesem Heidenlärm, haben sich die Ehegatten Grassou schleunigst aus den Federn gemacht.

« Schönes Wetter . . . Riri hat Glück, was ! Und wir auch. »

Frau Grassou nimmt die Huldigung der Sonne an.

« Beeile dich, ich läute der Kammerjungfer. »

« Ich beeile mich, soviel ich kann; aber diese Schuhe tun mir weh. »

« Du wirst dich schon daran gewöhnen. Mach' voran ! »

« Erinnerst du dich noch, Mama, vor dreiundzwanzig Jahren ? »

« Man könnte wahrhaftig glauben, wir seien hundertjährig ! Du hast die Manie der Statistik. Wenn man es versteht, sich zu pflegen, wird man nicht alt. »

« Du hast recht. Man gibt dir höchstens dreissig Jahre, Mama. — Und dabei verheiraten wir unsere Tochter !... Wann sehen wir sie wohl wieder ? Es wird recht einsam werden . . . Ich habe gestern die Insekten in den Blumenkelchen beobachtet; immer zu zweien, diese Schlingel. Gelt, Mama, jetzt haben wir's noch nötiger als vorher, zu zweien zu sein ! »

« Beeil' dich ! Es handelt sich in erster Linie darum, angezogen zu sein, einen Punkt zu markieren, wie Riri sagt... Da fällt mir ein, man muss doch wissen, was man mit dem Bruder von Herrn Gouniakis reden soll. Solch ein bekannter Dichter ! Man nennt ihn den Poeten der Jonischen Inseln. Ich habe gestern im Atlas nachgesehen, wo dieses Jonien liegt und im Lexikon das Verzeichnis der griechischen Dichter nachgeschlagen. Es ist da hauptsächlich von einem Homer die Rede, der vor dreitausend Jahren lebte. »

« Dreitausend Jahre ? Da kannst du sicher sein, dass er gestorben ist. »

« Beeil' dich, anstatt solch einfältiges Zeug zu reden ! Mach' die Runde im Park, in den Küchen, überall, um zu sehen, ob die Befehle ausgeführt sind. »

« Man gehorcht, Mama . . . Hör', wie er donnert, dieser Mörser. Da hast du einen guten Einfall gehabt. »

« Oh ! Um Erfolg zu haben, muss man sich aufdrängen, selber Reklame machen, wie die grossen Basare. Ich will, dass man auf vierzig Kilometer von dieser Hochzeit redet. »

In seinen Räumen im Palace Hotel tummelt sich Gouniakis. Sein geschmeidiger Körper steckt in einem rohseidenen Pyjama. Er schnellt einen Arm, dann ein Bein nach vorn, biegt den Oberkörper und turnt mit Hanteln. Dann massiert er sich unter der Dusche Schenkel und Nacken und liefert sich schliesslich dem Haarkünstler des Hotels aus.

« Wünschen Sie, dass ich die Seitenhaare heraufkämme, um damit den Kopfscheitel zu decken ? »

Es handelt sich um eine kleine kahle Stelle.

« Decken Sie ! Decken Sie ! »

« Zuerst eine Einreibung ? »

« Gewiss. »

« Azurea? Pompeia? Quelques fleurs? »

« Quelques fleurs. »

« Gut, mein Herr. »

Gouniakis ist angewidert von der Fadheit der Pomaden und Haarwasser. Er schliesst die Augen, um Riri wiederzusehen. Das Blut prickelt ihm in den Adern. Um sich zu vergewissern, was er ihr bieten kann, prüft er die wesentlichen Bestandteile seines Vermögens, sein Landhaus in Heliopolis, seinen Palast am Bosporus, seine Speicher in Alexandrien und Smyrna, seine Schiffswerft, seine Flotte, seine Yacht, seine Expeditionshäuser in Kairo...

« Finden Sie nicht den Schnurrbart zu stark ? »

(Fortsetzung folgt)